

*D*üsseldorf
*L*iteraturpreis
vergeben durch die
Kunst- und Kulturstiftung der Sparkasse Düsseldorf

2021

Vorwort

„Von allen Welten, die der Mensch erschaffen hat, ist die der Bücher die Gewaltigste.“

Heinrich Heine

Kunst und Kultur leben auch von finanzieller Förderung. Deshalb widmet sich die Stadtsparkasse Düsseldorf der wichtigen Aufgabe, vielseitige Kunst- und Kulturprojekte in der Region zu unterstützen.

Mit Gründung der Kunst- und Kulturstiftung im Jahre 2000 – anlässlich des 175-jährigen Jubiläums der Stadtsparkasse Düsseldorf – setzt sie die Tradition fort. Die Gründung einer Stiftung war für uns ein ideales Instrument, um die Gemeinwohlorientierung der Stadtsparkasse Düsseldorf in einen konkreten Nutzen für die Region umzusetzen. Wir verstehen uns nicht nur als Geldinstitut, sondern übernehmen – als Bank der Düsseldorfer Bürgerinnen und Bürger – gerne auch gesellschaftliche Verantwortung.

Die Stiftung widmet sich der Förderung von Projekten in der bildenden Kunst, der darstellenden Kunst, der Musik, der Literatur und des Films. Seit 2002 stellt die Vergabe des Düsseldorfer Literaturpreises – vergeben durch die Kunst- und Kulturstiftung der Stadtsparkasse Düsseldorf – die Basis der Literaturförderung in unserer Stiftung dar.

Der mit 20.000 Euro dotierte Preis richtet sich an Autorinnen und Autoren, deren deutschsprachiges literarisches Werk formal oder inhaltlich Bezug auf andere Künste, beispielsweise bildende und darstellende Kunst, Musik oder Medien, nimmt. Mit dieser Spezifizierung der Auswahlkriterien berücksichtigt der Literaturpreis der Kunst- und Kulturstiftung der Stadtsparkasse Düsseldorf attraktive Standortfaktoren, die auch für die Stadt Düsseldorf von besonderer Bedeutung sind.

Die siebenköpfige Jury, bestehend aus den Literaturkritikern Verena Auffermann, Ursula März, Dr. Hubert Winkels, der Direktorin des Heinrich-Heine-Instituts, Dr. Sabine Brenner-Wilczek, dem Leiter des Literaturbüros NRW, Michael Serrer, der Geschäftsführerin der Sparkassen-Kulturstiftung Rheinland,

Dorothee Coßmann und dem Inhaber der Literaturhandlung Müller & Böhm im Heinehaus, Rudolf Müller, wählt den/die Preisträger/in aus.

Wir freuen uns, mit dem Düsseldorfer Literaturpreis der Kunst- und Kulturstiftung der Stadtparkasse Düsseldorf einen Preis ins Leben gerufen zu haben, der durch seine anspruchsvolle Ausrichtung das Augenmerk der breiten Öffentlichkeit sowie des Fachpublikums auf den (Literatur-)Standort Düsseldorf lenkt.

Karin-Brigitte Göbel

Vorstandsvorsitzende der Stadtparkasse Düsseldorf

Stefan G. Drzisga

Geschäftsführer der Kunst- und Kulturstiftung der Stadtparkasse Düsseldorf

Bisherige Preisträger/innen

2002	Patrick Roth
2003	Thomas Meinecke
2004	Christoph Peters
2005	Thomas Kling
2006	Katharina Hacker
2007	Jürgen Becker
2008	Ulrich Peltzer
2009	Ursula Krechel
2010	Norbert Scheuer
2011	Gisela von Wysocki
2012	Leif Randt
2013	Thomas Hettche
2014	Ralph Dutli
2015	Michael Köhlmeier
2016	Marcel Beyer
2017	Marion Poschmann
2018	Esther Kinsky
2019	Karen Duve
2020	Jackie Thomae

Düsseldorfer Literaturpreis

vergeben durch die
Kunst- und Kulturstiftung der Stadtsparkasse Düsseldorf

Norbert Gstrein
Norbert Gstrein



2021

© Oliver Wolf

Laudatio von Dr. Hubert Winkels

AUF NORBERT GSTREIN

Also es geht um Filme und Schauspieler. „Thomas Crown ist nicht zu fassen“ heißt ein berühmtes Heist-Movie aus dem Jahr 1968, mit Steve McQueen und Faye Dunaway in den Hauptrollen. Ein Remake von 1999 wurde mit Pierce Brosnan und Rene Russo gedreht. Der besondere Twist dieser Thriller ist die Verwandlungsfähigkeit des Titelhelden. Ohne zu chargieren oder in Frauenkleidern oder Karnevalskostümen aufzutreten, bleibt er immer smart, charmant und von Ironie getrieben. Habituell nicht weit entfernt von James Bond, doch hat er das Reich der Ursachen und der Zwecke längst verlassen, die reine und die praktische Vernunft können ihn mal. Die spezielle Genrebezeichnung sagt es: Heist-Movies erzählen von Raubüberfällen und zwar meist aus der Perspektive der Täter. Bei Thomas Crown kommt hinzu, dass der gutaussehende Milliardär nicht den geringsten Grund für seine Taten hat. Seine Überfälle sind trickreich, aber sinnlos. Sie sind sorgfältig und aufwändig inszeniert, aber haben ihren Zweck in sich selbst.

Die Vernunft hingegen ist eine schöne Frau, die von ihrer Versicherungsfirma an den Ort der Tat geschickt wird. Den Betrug deckt sie in dem Moment auf, in dem sie dem Charme des Betrügers und damit dem schönen Spiel selbst erliegt. Sie wird dabei selbst zum Objekt des Begehrens, und zwar in der Rolle der Aufklärerin des Begehrens des Täters. So ist das mit der gesellschaftlichen Vernunft. An ihrem Grund wuchern die Wünsche. Faye Dunaway wie Rene Russo sind Anwältinnen einer großen Versicherung für Schadensfälle. Alle Teile der Geschichte, eingeschlossen die Liebesaffäre Thomas Crowns mit der schönen Ermittlerin, spielen auf wundervolle Weise frei zusammen. Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Mit Immanuel Kant, Friedrich Schiller und Regisseur Norman Jewison zu sprechen handelt es sich also um ästhetische Akte par excellence.

Schöne Verschwendung

Kann man sich Norbert Gstreins Helden und Erzähler Jakob Thurner, alias 'Der zweite Jakob' in der Besetzung mit Pierce Brosnan oder mit Steve McQueen vorstellen? Eher mit letzterem. Steve McQueen kennt man immerhin aus vielen Filmen, in denen er Schicksalsschläge einstecken muss und schon mal auf der Verliererstraße unterwegs ist. Jakob jedenfalls, im Roman sogar von Beruf Schauspieler, ist alles andere als ein sonniges Gemüt, trägt aber teure Jacketts, trinkt Champagner, fährt Cabriolet – und ist ein Causeur und Spieler, ein Spieler mit der eigenen Identität. Das verbindet ihn mit dem nonchalanten Filmhelden. Beiden bedeutet das Geld als Tauschmittel nichts, aber die Art, es zu zeigen und gleichzeitig zu ignorieren, also es zu verschwenden, alles. Es ist ein Akt der demonstrativen Verausgabung, der Freiheit. Aber der Freiheit von was? Die Filme interessieren sich für die Frage nicht besonders. Die Romane Norbert Gstreins aber sehr wohl.

Über Norbert Gstrein sprechen heißt über Identitätsspiele sprechen. Doch hier wollen wir anders beginnen, mit den Themen Geld und Herkunft nämlich, und zwar deshalb, weil Norbert Gstrein im Pressegespräch zum Düsseldorfer Literaturpreis auf diese beiden Komplexe besonders hingewiesen hat. Vielleicht möchte er ja, von vielen klugen Aufsätzen über seine Ich- und seine Figurensimulationen etwas gelangweilt, einmal andere Wege mitgehen. Und schließlich ist er ja der Ausgezeichnete, der zu Lobende.

Bei seinem ‚zweiten Jakob‘ ist schnell klar, dass der Erzähler sich dem vernünftigen, gezügelten, zweckgeleiteten Umgang mit dem alles signifizierenden Geld verweigert. Er protzt aus Trotz. Er wird es nicht großzügig wie Gatsby krachen lassen oder es surreal wie Christian Krachts verrücktes Pärchen in „Eurotrash“ aus dem Fenster werfen, sondern zeigt sich selbst als dreister Protzbrocken. Er hat das Geld von seiner provinziellen Familienmafia geerbt und inszeniert durchaus böse den Untergang des familiären Arbeitsethos und ihrer Austeritätspolitik. Weg mit der schwarzen Null, her mit dem roten Sportwagen! Warum tut er das? Der Preisträger sagt an.

Im Roman dominiert scheinbar die Abwehr des Helden gegen den Geiz und die Berechnung im eigenen Tiroler Clan, gegen Nepotismus, Opportunismus und das patriarchale Platzhirschgewese. Raus aus alledem und ab nach Amerika, wo die schneebedeckten Gebirge von Wyoming („Als ich jung war“) und die Wüsten und Prärien von New Mexico und Texas („Der zweite Jakob“) Weite und Freiheit versprechen. So viel ängstliche Flucht und angestrengte Kompensation und, ja auch: Hohn und Rache liegen in dieser falschen Bewegung, dass man ihr natürlich nicht traut und vom Romanverlauf Aufklärung verlangt. Das Ressentiment hat niemals das letzte Wort. Jedenfalls nicht in der Kunst.

Herkunftsstolz und Herkunftsscham

Ja, es ist ja immer heikel, den Autor als Zeugen in eigener Sache zu vernehmen. Doch wenn er denn über sich spricht, kann man nicht nicht hinhören. Wie angenehm und instruktiv, das Pressegespräch mit Autor, Laudator und Journalisten beim Düsseldorfer Literaturpreis. Da bleibt es gar nicht aus, dass man Schlüsse zieht von der Person des Autors auf den Roman. Wäre es anders, gäbe es weder Lesereisen, Literaturfestivals und Verwandtes.

Norbert Gstrein jedenfalls, in diesem Jahr per Video zugeschaltet, thematisierte nach etlichen Einschätzungen zum komplexen Roman-geschehen von sich aus die Rolle des Geldes im Roman. Selbstverständlich im Hinblick auf die Herkunft des Helden und Erzählers aus einem Bergdorf mitten im Tiroler Skigebiet. Er selbst stammt, wie sein ‚zweiter Jakob‘, aus einer gut situierten Hoteliers- und Skifahrerfamilie. Das ist allseits bekannt. Wohlhabend bestenfalls, nicht reich, das wolle er betonen, sagt er. Was mich aufhorchen ließ, war etwas anderes. Er sprach, jetzt stärker auf den Roman „Der zweite Jakob“ bezogen, von der Doppelgesichtigkeit des Herkunftsverhältnisses. Er sprach von zwei gegensätzlichen Gefühlslagen, von Herkunftsstolz und Herkunftsscham. Und von der Ambiguität, der Herausforderung, mit dieser Art Erbe umzugehen.

Das warf für mich nun eine neue Frage auf. In so vielen Gstrein-Ro-

manen kommt die Herkunftsfamilie mit ihren Berghotels, Skihütten und Seilbahnen so schlecht weg, dass ihr größter Eigenbrötler, Störer und Außenseiter, in Norbert Gstreins erster Erzählung „Einer“ Jakob geheißt, wie eine emblematische Galionsfigur der inzwischen imposanten Gstreinschen Romanflotte wirkt: die Figur des Außenseiters, der allen Verweigerungen, Frechheiten und Aufsässigkeiten zum Trotz die ganze Last der Lesersympathie trägt, zumindest die der verstärkten Aufmerksamkeit.

Ein Gutteil Jakob ist in allen Gstrein-Helden. Im neuen Roman, der wie schon „Als ich jung war“ vom Aufbruch, viel mehr aber von der Rückkehr nach Hause erzählt, sind seine Tiroler Leute im Wesentlichen mit Gastgewerbe beschäftigt, mit Sauberkeit, Ordnung und Selbstdarstellung als rechtschaffene Bürger, so dass deren Leser jedes Denken, jede Kunst und jede Bewegung in die Welt hinaus als Akt der Freiheit versteht. Aber ist das von langjährigen Gstrein-Leserinnen nicht zu kurz gedacht, zu eng imaginiert, zu einfach zugeschnitten? Ist das nicht eher das Ergebnis eines weiteren Spielzugs des gewieften Romanautors, einer Drehung, eines Twists? Eben dies ging mir plötzlich auf bei der Videokonferenz mit Romanautor, so als ob es bei dergleichen Veranstaltungen so etwas wie Erleuchtung geben könnte.

„Herkunftsscham“ allein schien mir nun plötzlich zu erklärungs-schwach. Der hintersinnige Spieler, subtile Trickser und lustvolle Täuscher Norbert Gstrein sollte gerade hier im Tiroler Bergland, in der notorisch hochklassig beschimpften österreichischen Provinz mit der Familienbeschimpfung ein Betonfundament der unmoralischen Aufsteigermentalität eingezogen haben? Der leichthändige Diskursequilibrist hätte hier einen schweren Fall von falschem Bewusstsein einzementiert, von dem sein feines Romanspiel sich umso beweglicher abheben könnte?

„Herkunftsstolz“ hat Norbert Gstrein gesagt. Die beiden letzten Romane schalten regelmäßig zurück nach Hause in die Bergwelt, und sie münden nach großem Aufbruch in die Neue Welt ebenda. Im „zweiten Jakob“ wartet zuhause das Fest zum 60. Geburtstag des

Erzählers. Vom ersten Satz des Romans an will Jakob der jubelnden Anerkennung seiner Person und Leistung entfliehen. Aber natürlich ziehen ihn magische Kräfte an den Ort seiner frühen Prägungen zurück. Ein uraltes Motiv der Weltliteratur bekanntlich. Von der Bibel und Homer bis Wilhelm Raabe und Gottfried Keller. Doch selten so krass gefasst wie in Gstreins jüngsten Romanen. Sicher auch deshalb, weil sich im Heimkehrer-Motiv das Identitätsrätsel geradezu zwingend stellt.

Der Chinese des Schmerzes

Zwei markante Bilder zeugen wünschenswert deutlich vom biographischen Prozess des Fortgehens und Zurückkommens. Die kleine Tiroler Skitourismusgemeinde, inzwischen auch fernöstliche Touristen umwerbend, hat dem verlorenen Sohn, der sich als Schauspieler einen Namen in der Welt gemacht hat, ein Denkmal gesetzt. Eine Figur nahezu in Lebensgröße, aus Kostengründen in Kunststoff gefertigt, und zwar im Billiglohnland China, so dass der zweite Jakob nun mit leicht verrutschten chinesischen Gesichtszügen in der alpinen Schneelandschaft herumsteht. Ein Chinese des Schmerzes, um es mit einem rätselhaften Romantitel von Peter Handke zu sagen. Hier wird der Widerspruch zwischen Anerkennung als sozialer Individualitätskonstruktion und der Abwehr dagegen in einem einzigen Bildwerk gefasst, in eine Art plastischem Aphorismus: die Verschränkung von Fremdbeschreibung und Selbstbeschreibung ergibt einen Chinesen des Schmerzes.

Das andere, das definitive Schlussbild des Romans zeigt dann den Erzähler, dessen Eigenbesitz im Wesentlichen aus den Grundstücken besteht, auf denen ein Seilbahnbetreiber seine Masten montiert hat, wie er wegen allgemeiner Lawinengefahr als Einziger in der einzigen Gondel sitzt, die in den Berg hinauffährt, sozusagen zu ihm selbst. Er fährt in einer mütterlichen schützenden Metallkapsel zu seinem eigenen Geburtstag die Lebensbahn hinauf. Die Ambivalenz der Gefühle gegenüber der Herkunft – Stolz und Scham, fremd und eigen – in zwei sehr komische surreale Bilder gefasst. Es ist die Hütte seiner Oma, in der *nach* dem Romanende gefeiert werden wird (im Falle des

Autors am 3. Juni dieses Jahres, aber das gehört hier, ebenso wie ein vorgezogener Glückwunsch, so gut wie gar nicht hin).

Obwohl uns hier und heute der Roman stärker als strategisches Spiel mit der Bedeutung des Geldes und der Herkunft interessiert, wenden wir uns auch dem typischen Gstrein-Move zu, der ständig scheiternden diskursiven Identitätsbildung – inhaltlich innerhalb der Erzählung und durch die kunstvolle Art der Erzählung selbst. Jakob Thurner also, eigentlich Gstrein geheißen, nennt sich aus Sympathie nach seinem verwirrten Onkels Jakob, der am Ende von „Einer“ wohl in die Psychiatrie abgeholt wurde. Der so benannte Neffe, Held und (äußerst unzuverlässige) Erzähler des neuen Gstrein-Romans ist ein erfolgreicher Filmschauspieler, der lieber ein echter Lebensverlierer wäre. Man glaubt, ein bartlebyhaftes „Ich möchte lieber nicht“ aus seinen abweisend zusammengepressten Lippen zu hören. Er möchte herausfallen aus allen Zuschreibungen und Projektionen und empfindet permanent Schuldgefühle, als hätte er sich von sich selbst ein falsches Bild gemacht. Kaum, dass er etwas über sich selbst preis gibt, bereut er und revidiert. Auf diese Weise verkehrt er die soziale Beschädigung seines Onkels Jakob in eine Selbsterhöhung als ewig Unangepasster. Und wehe, andere suchen ihn zu bestimmen! Dann beginnt ein Ringen wie das des biblischen Jakob mit dem Engel des Herrn.

Thriller mit Frauenleiche

Der Roman beginnt mit dem Besuch eines Biographen namens Elmar Pfliegerl bei Jakob zu Hause. Der Beschriebene verachtet den Schreibenden, die Küchenpsychologie, die Charakterklischees, die Mutmaßungen über Jakob generell. Und was er diesem After-Biographen erzählt, berechnend, sich permanent korrigierend, in verschachtelter Hypotaxe, bildet einen großen Teil des Romans.

Jakob erzählt ihm von seiner Zeit in Montana, Texas und New Mexico, wohin er zu Filmaufnahmen mitgenommen wurde. Ist es Zufall, dass der prominente Schauspieler sich in der Rolle des Frauenmörders wiederfindet? Drei Frauen in zwei Filmen hat er getötet, doch als

größter Coup gilt ihm, gemäß seiner nihilistischen Identitätspolitik, die Zurückweisung einer weiteren Frauenmörderrolle, die sich dann John Malkovich umstandslos geschnappt habe: Etwas nicht zu tun ist in einer sinnleeren Welt eben der beste Selbsta Ausdruck.

Unversehens sind wir aus dem Tiroler Winter in den texanischen Sommer geraten, nahe der mexikanischen Grenze zur world crime capital Ciudad Juárez. Hier wird ein Film über die Grenze zu Mexiko gedreht, hier öffnet sich im forcierten Identitätsspiel ein genrehafter neuer Schwerpunkt des Romans: machistische Gewalt und Femizid. In einer virilen „Sicario“-Thrillerszenerie mit breitbeinigen Diskursrangern wird geforscht: Wer hat wen warum und unter welchen Umständen getötet? Wurde ein Mord begangen, simuliert, gefilmt, gesprochen? Liegt ein Missverständnis vor? Ein böser Trick? Eine künstlerische Täuschungsabsicht? Eifersucht, Strategiespiel, Acte gratuit? Wir wissen es nicht. Wir taumeln halluzinatorisch durch die Wüste am Rio Grande, in die Endlosigkeit erzählerischer Autokorrektur. Nicht einmal der Tod ist ein unumstößliches Ereignis. Er wird ins Reden verschleppt, nicht viel mehr als ein Diskursereignis.

Zwei Knotenpunkte setzt Gstrein, um sich dem Realen anzunähern, um das cineastisch verschwimmende Bild zu fixieren. Ein Ausflug führt Jakob über die Grenze von El Paso nach Juárez, dem statistischen Gipfel der Frauentötung, wo er eine Mexikanerin aufließt und sie beim Oralsex würgt. Ist sein fester Griff in ihr Haar ein Tötungsversuch, dient er der Erregung, ist beides dasselbe?

Auf andere Weise zweideutig verhält es sich mit dem anderen Frauenopfer. Irgendwo im Ödland von New Mexico fahren Jakob und eine Schauspielkollegin mitten in der Nacht eine junge Frau über den Haufen. Wer ist wirklich gefahren? Ist sie in das Auto hineingelaufen? War sie sofort tot? Gstrein konstruiert mit gezielter Umständlichkeit Zonen der Unentscheidbarkeit und türmt die Gespräche über das Beinahe, das Vielleicht, das Wahrscheinlich und das Kaum des Geschehens auf waghalsige Weise zu einem schwankenden Romankörper.

Jedes zweite Kapitel führt wieder zurück nach Innsbruck. Hier er-

leben der Biograph und Jakobs Tochter Luzie das amerikanische Abenteuer als ferne Kriminalisten und Hermeneuten noch einmal; reden mit und verändern es laufend, als ob man in die Fahnen eines Romans immer weiter hineinschreiben könnte.

Norbert Gstrein hat es in solcher erzählerischer Metakonstruktion ziemlich weit gebracht. Eine Mode noch in den Achtzigern, inzwischen zum Personalstil verhärtet. Antirealistisch, antiessentialistisch. Es mutet fast orthodox an, mit welcher Entschiedenheit Gstrein den kleinsten Ausflug in die Suggestion eines realen Geschehens unterbindet. Das Wahre und Echte wäre dann, gut psychoanalytisch, in tote unerreichbare Frauenkörper ausgelagert. Eine ab- und untergründige Opferlogik, die sich erstaunlicherweise schon in der ersten Erzählung „Einer“ findet, in der Jakob ausschließlich über die Reden der Familienmitglieder charakterisiert. Sie raunen auch davon, dass es zu Gewalt gekommen sein könnte, in indirekter Rede, Konjunktiven, Andeutungen, Relativierungen. Ein kurzes Beispiel vom Ende der Erzählung, wie es auch aus den jüngeren Romanen stammen könnte:

„Er ist kein schlechter Mensch“, sagt Mutter...Wir haben den Satz oft gehört, ausgesprochen bei verschiedenen Gelegenheiten und immer gefolgt vom selben Schweigen, als überlege man ernsthaft, ob er noch gelte nach der begangenen Untat oder einem Missgeschick.“

Hanna heißt Jakobs frühe Liebe. Ob sie überlebt hat, wissen wir nicht genau. So wenig wie wir in „Als ich jung war“ wissen können, ob der Erzähler, Skilehrer und Hochzeitsfotograf eine Braut im weißen Kleid noch in der Hochzeitsnacht von der Klippe gestoßen hat. Um diesen Tod herum ist der Roman organisiert. Ein Roman ohne reale, dafür mit diskursiver (Frauen-) Leiche, wie in „Einer“ und „Der zweite Jakob“. Die verschwundene oder tote Frau wäre dann der unbewegte Bewegter im verborgenen Zentrum des sie unentwegt umkreisenden Romanuniversums.

Gefährliche Spiele

Das wäre ein mögliches Ergebnis der detektivischen, aufklärenden Arbeit des Lesers oder eben der Versicherungswältin, was auf dasselbe hinausläuft. Historisch ist das durchaus plausibel, hat die Textauslegung doch eine ihrer Quellen in der juristischen Auslegung der Gesetzestexte. Womit wir wieder bei Thomas Crown, dem nicht zu Fassenden wären. Und bei einer anderen zusätzlichen Aufgabenteilung an die Frau. In den filmischen Thomas Crown-Affären sind für die erklärenden und aufklärenden Lesarten des Geschehens nur die schönsten Frauen reserviert. Sie haben den größten Vorzug darin, dem mutmaßlichen Täter näher zu kommen als jede andere Person, weil sie verführerisch wirken, weil sie also dem Profil des Begehrens des Täters entsprechen. Sie können aufklären, weil sie den geheimen Antrieben des Betrügers oder eben des Erzählers nahekommen. Womit wir Leser uns geschickt an die Stelle der schönen Versicherungswältin bei Thomas Crown gesetzt haben, an die Position der zugleich Gefährlichen und Umworbene. Das ist eine schmeichelhafte Selbstpositionierung im Prozess der Aufklärung und der Auslegung, zweifellos. Und macht einen Wechsel hin zum generischen Femininum zwingend. Wir Leserinnen sind in unserer beflissenen Arbeit des Erklärens und Verstehens Teil eines größeren und sinnfreien Spiels von romantischer Weltflucht durch anmaßende, hier: snobistische Weltüberwindung.

Aber Vorsicht: Nicht nur Thomas Crown, auch der Romanautor ist nicht zu fassen. Aus demselben Grunde wie Steve McQueen und Pierce Brosnan. Der die schöne Frau und die kluge Leserin begehrende Räuber (von Geld, Zeit, Aufmerksamkeit, Gefühlen) wird natürlich selber begehrt, und zwar wegen seiner Spiele, seiner Verwandlungen und Trickereien, seiner Klugheit und Reflexionsfähigkeit. Und diese schließt wesentlich ein, dass er die Aufklärung durch die schöne Begehrende immer schon in sein spielerisches Kalkül mit einbezogen hat (Einmal sei's erwähnt: Norbert Gstrein ist von Hause aus Mathematiker). Die Aufklärung wäre in diesem Bild eine Teilgröße der ästhetisch autonomen Welt. Und wenn wir diese literaturhistorisch aus der Romantik hervorgehen lassen, dann ist hier die Aufklärung

zum Motor der romantischen Suche nach der Schönheit geworden.

Was steht an ihrem Ende? Die Heimat? Die Heilung? Bei Thomas Crown weint die investigative Versicherungsanwältin am Ende, im Flugzeug auf dem Weg nach Hause. Es wird der Schmerz der Trennung vom geliebten Täter sein. Und dann tippt ihr jemand auf die Schulter, lächelnd, einen Drink in der Hand: der verschwundene Thomas Crown. Und wir Leserinnen Norbert Gstreins – machen wir so den Abflug! – lassen uns vom Autor sanft die Hand auf die Schulter legen? Nehmen den gemeinsamen Drink an? – Dürfen wir das? Haben wir schon vergessen, dass es im ‚Zweiten Jakob‘ und etlichen anderen Texten kriminologisch, text- und psychoanalytisch gesehen, um Frauentötungen geht? Oder sind es unsägliche verführerische Liebeserklärungen? Sagen wir so: Er will doch nur spielen! Norbert Gstrein ist nicht zu fassen.

Vielen Dank Norbert Gstrein und herzlichen Glückwunsch zum Düsseldorfer Literaturpreis.

Norbert Gstrein liest aus

„Der zweite Jakob“

Natürlich will niemand sechzig werden, jedenfalls nicht als Jubilar, und natürlich will niemand, der bei Sinnen ist, ein Fest, um das auch noch zu feiern, aber obwohl ich alles darangesetzt hatte, es zu verhindern, war ich in die erwartbaren Abläufe geschlittert und musste mich am Ende vielleicht wirklich als bedeutender Künstler, verdienter Bürger, und was dergleichen sonst für Würdigungen kurz vor dem Grabstein und kurz vor dem Vergessen stehen, ganz nach dem Geschmack des Publikums wie ein Pfau ausstopfen und vorführen lassen. Gewöhnlich begann der Unsinn erst zehn oder fünfzehn Jahre später, doch weil sie in der Provinz sonst kaum jemanden fanden, kam ich ihnen zupass. Ich hatte bereits lange davor mit Luzie verabredet, dass wir in der kritischen Zeit gemeinsam durch Amerika fahren und am 21. Dezember irgendwo an der Westküste ankommen würden, nur sie und ich, Vater und Tochter, vielleicht in San Francisco, genau an dem Tag, an dem das große Ereignis eintreten sollte, aber dann zerschlug sich alles schon Monate davor.

Mein ganzes Leben war ich nicht ein Christkind, sondern nur annähernd eines gewesen, mit erwartetem Geburtstermin am Heiligen Abend, sofern man das noch sagen kann, doch dann hatte es Komplikationen gegeben, hatten die Wehen eingesetzt, und ich hatte drei Tage Leben gewonnen, Jahr für Jahr drei Tage zu verschenken, an denen ich mit Fug und Recht so tun konnte, als gäbe es mich nicht. Seit ich das begriffen hatte, waren es diese drei Tage im Jahr, die ich am meisten liebte, weil ich mir zugestand, in diesen drei oder sogar vier Tagen aus der Welt herauszufallen. Es hatte 21., 22., 23. und 24. Dezember in meinem Leben gegeben, von denen ich behaupten würde, dass ich glücklich war wie sonst nie, die kürzesten Tage des Jahres, die längsten Nächte, Nächte voller Lichter. Die Geburtstage im Flugzeug, auf dem Weg irgendwohin, mit weihnachtlich gestimmten Sitznachbarn auf ihrer Reise nach Hause, der Geburtstag in Brighton, meine plötzliche Gewissheit ganz draußen auf dem Pier, dass das Leben etwas Gutes sei, der Geburtstag in

Tanger, der Schwindel des Glücks beim Blick hinüber nach Gibraltar, der Geburtstag in Nazaré, nördlich von Lissabon, wo sich die Wellenreiter auf die Saison der Riesenwellen vorbereiteten und ich ihnen bei ihren wilden Ritten zuschaute, ihren Kunststücken, wieder und wieder obenauf zu bleiben und nicht unter dem niederstürzenden Wasser begraben zu werden und sich das Rückgrat zu brechen. Immer musste es das Meer sein mit der Möglichkeit, mich nach dem anderen Ufer zu sehnen oder, wenn ich mich umdrehte und ins Landesinnere blickte, wenigstens meinen Rücken frei zu haben und nicht fürchten zu müssen, dass jemand von hinten kam, ein Feind, ein Widersacher, ein Landsmann oder Freund.

Bereits vor Jahren hatte ich angefangen, wenigstens einmal im Jahr, manchmal zweimal für zwei oder drei Wochen nach Amerika zu fliegen, dort ein Auto zu mieten und zwei- oder dreitausend Kilometer zu fahren. Befriedigend erzählen konnte ich niemandem davon, aber wenn ich die Routen im Atlas verfolgte, ergaben sie ein immer dichter werdendes Netz kreuz und quer über den Kontinent. Ich hatte vor einem halben Leben ein Schuljahr in Montana verbracht, und nur um irgend etwas zu sagen, sagte ich, ich führe diesem Jahr hinterher, weil dieses Jahr für mich das entscheidende Jahr gewesen sei. Denn auf die ewige Frage, warum ich Schauspieler geworden war, konnte die Antwort nur mit der Theatergruppe in Missoula beginnen und mit meinem Freund Stephen, der dort seine Karriere startete und nur wenige Jahre danach schon in einem halben Dutzend großer Filme gespielt hatte und mich später regelrecht in das Geschäft hineinzog. Wir behaupteten beide, wir seien bloß wegen der Mädchen zu dem etwas knöchernen Unterricht gegangen, den ein geradezu trotzig kultiviert wirkender ungarischer Immigrant nach guter Moskauer Tradition hielt, aber in Wirklichkeit stimmte das weder für ihn noch für mich, und was uns hingezogen hatte, war die übliche Mischung aus Langeweile und Zufall gewesen, die einen in der Jugend zu so vielen Dingen verführt, die man genausogut hätte unterlassen können und aus denen man später seine Notwendigkeit konstruiert.

Stephen war kein anderer als Stephen O'Shea, zu dem ich weiter Kontakt hielt, und als er mir zehn Jahre nach unserem gemeinsamen Schuljahr vorschlug, noch einmal für ein paar Wochen nach

Montana zu kommen, war er längst eine Berühmtheit und ich erst Student mit bereits einigen Semestern über dem Plan und ungewissen Zukunftsaussichten. Ich dachte mir nicht viel dabei, als er mir anbot, in dem Stück, das er in seiner Heimatstadt bei einem Festival inszenierte, eine winzige Rolle zu übernehmen, und wäre, allein schon weil ich keine Ambitionen in diese Richtung hegte, nie auf die Idee verfallen, dass aus diesem ersten kleinen Auftritt auf der Bühne mein erster nicht mehr ganz so kleiner in einem Film folgen könnte. Spielen musste ich nur einen Barbesucher, nicht mehr als den lebenden Hintergrund für ein im Vordergrund streitendes Paar, einen zufällig Anwesenden, der mit dem Satz »Ich hoffe, du weißt, was du da tust« einschreitet, als der Mann seine Hand gegen die Frau erhebt, weshalb ich nur überrascht sein konnte, dass nach der Premiere ein in einem fort hüstelnder Krawattenträger auf mich zukam, der nicht unbedingt aussah wie jemand aus der Branche, sich jedoch als Regisseur vorstellte, mir seine Visitenkarte überreichte und mich beglückwünschte. Dann sagte er, meine Gelassenheit habe für die Glaubwürdigkeit dieser sonst nicht sehr glaubwürdigen Aufführung gesorgt, so selbstverständlich, wie ich dagesessen sei, müsse erst einmal einer dasitzen, manche Schauspieler brächten das nach einem ganzen Berufsleben nicht zustande, und ein halbes Jahr später besuchte er mich auf seiner Europareise, um mich nicht lange danach aus purer Extravaganz, wie mir schien, für die Rolle von Theodore Durrant in seinem Film über Maud Allan zu engagieren, die berühmte Salome-Tänzerin Anfang des vergangenen Jahrhunderts.

In dessen Gestalt, der Gestalt ihres Bruders, hatte ich meinen Einstand in der Filmwelt ausgerechnet als irrer Frauenmörder, der seine beiden Opfer aufschlitzt und zerstückelt und die eine kaum mehr kenntlich in einer Bibliothek, die andere ausgelegt wie für eine anatomische Untersuchung im Glockenturm der zugehörigen Kirche deponiert. Dafür brauchte ich gar nicht viel zu tun, weil die Morde selbst ausgespart blieben. Ich musste nur in die Haut eines introvertierten Medizinstudenten schlüpfen, der jungen Mädchen nachstellt, und seine klägliche Not im Umgang mit ihnen zeigen, um dann verschlossen im Gerichtssal zu sitzen, verschlossen im Gefängnis und ebenso verschlossen zu seiner Hinrichtung zu ge-

hen und noch einen letzten wütenden Blick in die Welt zu werfen, bevor ihm die Schlinge um den Hals gelegt wird.

Amerika hatte mir dennoch Glück gebracht, und die Vorstellung, nun zum ersten Mal gemeinsam mit Luzie dorthin zu fahren, war etwas ganz Neues für mich, ich bildete mir ein, ich könnte ihr das Land vor seinem Sündenfall zeigen, geradeso, als hätte es den im Singular gegeben, als folgte nicht einer auf den anderen und als existierten nicht trotzdem noch da und dort Flecken, die aufzusuchen sich lohnte, weil an manchen Orten noch nicht alles verspielt war. Sie war nach vier Jahren, die sie bei mir gelebt hatte, erst vor etwas mehr als sechs Monaten ausgezogen, und es war für mich auch eine Möglichkeit, sie endlich wieder einmal von Tag zu Tag zu sehen und einen Blick darauf zu haben, wie sie sich machte. Obwohl es noch lange hin war, hatten wir gleich angefangen, Pläne für die Reise zu schmieden, und sie war wieder das Kind gewesen, das nicht aufhören konnte, nach immer neuen Alternativen zu fragen, und die Welt bis ins letzte Detail ausbuchstabiert haben wollte, bevor sie den ersten Schritt in sie hinein wagte. Zwar hatte sie daraus ein Spiel gemacht und gelacht, als sie meinen besorgten Blick sah, aber wir wussten beide, wie wenig es brauchte, dass es kippte und sie sich in ihren Eigenheiten festfraß und nicht mehr aus ihren Verstrickungen herausfand. Sie hatte als Vier-, Fünf- und Sechsjährige und auch danach noch als Schülerin, bevor sie mit dreizehn in das englische Internat ging, die Welt nur als Einzelfall verstanden, und wenn man ihr etwas erklärte, wollte sie Dutzende von Beispielen, die ihr die Erklärung illustrierten und Dutzende von Parallelwelten eröffneten, die nichts miteinander zu tun zu haben schienen, obwohl sie nur in einer geringfügigen Kleinigkeit voneinander abwichen.

»Was bedeutet Liebe, Papa?«

Ich versuchte es ihr zu erklären.

»Wie kann man das sehen?«

Ich sagte, man würde es spüren.

»Gib ein Beispiel.«

Ich sagte: »Wenn zwei sich umarmen«, ich sagte: »Wenn zwei sich küssen, wenn zwei sich an den Händen fassen, wenn sie gern zusammen sind, wenn sie es mögen, sich in die Augen zu schauen«,

und sie wollte noch eine Variante und noch eine und hatte immer schon die größten Schwierigkeiten gehabt, mir in die Augen zu blicken, entzog mir die Hand, wenn ich nach ihr fasste, versteifte sich bei einer Umarmung und drehte bei jedem Kuss den Kopf weg.

»Ich liebe dich, Papa.«

Es war Anfang Juli, als sie verkündete, ich müsse die Reise allein unternehmen, sie werde nicht mitkommen. Ich hatte ihr drei Monate davor das Manuskript zu lesen gegeben, das meine Biografie hätte werden sollen, genau zum Geburtstag auf den Markt geworfen, wenn ich sie nicht vor Drucklegung gestoppt hätte, um es einmal so auszudrücken. Wir führten ein Gespräch darüber, bei dem sie sagte, was man daraus erfahre, sei nicht weiter schlimm, schlimm sei ihrer Meinung nach nur die bestürzende Harmlosigkeit des Ganzen, die mich zu einem blassen Zeitgenossen mache, und ich war in der Folge so unvorsichtig, ihr die Frage zu beantworten, was das Schlimmste sei, das ich in meinem Leben getan hätte. Ich hatte es zuerst mit Ausweichen versucht, aber sie hatte insistiert, und noch während ich mich hinreißen ließ, wusste ich, dass es ein Fehler war.

»Dass ich bei deiner Geburt nicht dabei war, Luzie.«

»Ich meine, etwas wirklich Schlimmes.«

»Dass ich in deinen ersten Jahren viel weg war.«

»Ach, Papa, wenn du dich hören könntest!«

»Dass wir dich nach England geschickt haben und ich nicht dagegen eingeschritten bin.«

»Du weißt, dass ich nicht das meine«, sagte sie.

»Ich meine so etwas wie, ob du jemanden umgebracht oder ihn so weit getrieben hast, dass er sich selbst das Leben genommen hat.«

Norbert Gstrein

Der zweite Jakob

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Biografisches zu Norbert Gstrein

Norbert Gstrein, geboren 1961 in Tirol, lebt in Hamburg. Er studierte Mathematik in Innsbruck, Stanford und Erlangen. 1988 erschien seine erste Erzählung „Einer“ im Suhrkamp Verlag. Seither lebt er vom und mit dem Schreiben. Er erhielt unter anderem den Alfred-Döblin-Preis, den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung, den Uwe-Johnson-Preis sowie zuletzt den Österreichischen Buchpreis 2019.

Veröffentlichungen

Der zweite Jakob. Roman. Hanser, München 2021.

Als ich jung war. Roman. Hanser, München 2019.

Die kommenden Jahre. Roman. Hanser, München 2018.

In der freien Welt. Roman. Hanser, München 2016.

Eine Ahnung vom Anfang. Roman. Hanser, München 2013.

Die ganze Wahrheit. Hanser, München 2010.

Die Winter im Süden. Hanser, München 2008.

Wem gehört eine Geschichte? Fakten, Fiktionen und ein Beweismittel gegen alle Wahrscheinlichkeit des wirklichen Lebens. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2004.

Das Handwerk des Tötens. Roman. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2003.

Selbstportrait mit einer Toten. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2000.

Die englischen Jahre. Roman. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1999.

Der Kommerzialrat. Bericht. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1995.

O2. Novelle. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1993.

Das Register. Roman. Frankfurt am Main 1992.

Anderntags. Erzählung. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1989.

Einer. Erzählung. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1988.

Die Jury



Verena Auffermann wurde 1944 in Höxter geboren, heute lebt sie als freie Literaturkritikerin in Berlin und in der Uckermark. Buchhandelslehre und Kunstgeschichtsstudien. Feuilletonbeiträge für die Frankfurter Rundschau, die Süddeutsche Zeitung, DIE ZEIT. Rundfunkbeiträge und TV-Literatursendungen. Moderationen. Dozentin an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main. In zahlreichen Literatur-Jurys, darunter: Ingeborg Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt, Deutscher Buchpreis, Preis der Leipziger Buchmesse.

Verena Auffermann veröffentlichte u. a. 1999 „Das geöffnete Kleid; Von Giorgione zu Tiepolo. Essays. Berlin Verlag, Berlin 1999“, 2009 mit Gunhild Kübler, Ursula März und Elke Schmitter: „Leidenschaften. 99 Autorinnen der Weltliteratur“, 2016 „Henry James. Leben in Bildern. 2016.“, „Flowers & Clouds, Fotografien, Atelier Jakob Mattner, Berlin 2017“ oder „Blicke. Fotografien. Erlangen, 2019, Poetenfest. Kunstverein, Erlangen“.



© Nicole Brühl

Dr. Sabine Brenner-Wilczek, geboren 1976, wurde nach dem Studium der Germanistik und Medienwissenschaft 2003 an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf promoviert.

Seit 1999 arbeitet sie in Heines Geburtsstadt als Wissenschaftlerin am Heinrich-Heine-Institut. Von 2007 bis 2009 war sie Leiterin des Stadtmuseums Ludwig Erhard, des Stadtarchivs, der Stadtbibliothek und der Städtischen Sammlungen in Fürth, bevor sie 2009 zur Direktorin des Heinrich-Heine-Instituts berufen wurde.

Sie ist Herausgeberin des Heine-Jahrbuchs und der Heine-Studien und kuratierte zahlreiche Ausstellungen, darunter „175 Jahre Deutschland. Ein Wintermärchen“ und „Ideen! Zur Straße der Romantik und Revolution“.

Neben ihrer Tätigkeit als Jury-Mitglied des Düsseldorfer Literaturpreises ist Frau Dr. Sabine Brenner-Wilczek Jurorin in der Jury des Heine-Preises der Landeshauptstadt Düsseldorf.



© Schmidt-Dominé, Düsseldorf

Dorothee Coßmann wurde 1967 in Köln geboren und wuchs im Rhein-Erft-Kreis auf. Nach einer Buchhandelslehre in einer literarischen Buchhandlung in Bergheim (Rhein-Erft-Kreis) studierte sie Volkswirtschaftslehre an der Universität zu Köln, begleitet von Beschäftigungen in der Buchhandlung und an der Universität. Nach dem Abschluss (Diplom) folgten Tätigkeiten in der Erwachsenenbildung, als Projektleiterin bei einem Buchhandels-großhändler sowie bei der Rheinischen Sparkassenakademie und nebenberuflich als Dozentin für Volkswirtschaftslehre. Seit 2010 ist sie Geschäftsführerin der Sparkassen-Kulturstiftung Rheinland. Neben der Ausrichtung, Betreuung und Begleitung zahlreicher Kulturprojekte ist sie verantwortlich für den jährlich vergebenen Großen Kulturpreis und Jugendkulturpreis der Stiftung. Außerdem ist sie Mitglied in mehreren Juries, wie für den Düsseldorfer Literaturpreis, den DAVID-Preis für kleinere Stiftungsprojekte beim Deutschen Sparkassen- und Giroverband, für den Museumspreis der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen oder den Luise-Straus-Preis des Landschaftsverbands Rheinland. Sie ist zudem in mehreren Gremien von Kultureinrichtungen und Vereinen aktiv.



Ursula März wurde 1957 in Herzogenaurach geboren. Nach einem Zeitungsvolontariat folgte ein Studium der Germanistik und Philosophie in Köln und Berlin. Seit den 1980er Jahren ist sie als Autorin und Literaturkritikerin für die „Frankfurter Rundschau“, „Kursbuch“, „Die Zeit“ und die Sendung „Kulturzeit“ auf 3sat tätig. Sie ist außerdem Mitglied in mehreren Jurys, u. a. des Ingeborg-Bachmann-Wettbewerbs in Klagenfurt, des Preises der Leipziger Buchmessen sowie des Deutschen Buchpreises. 2004 wurde sie mit dem Berliner Preis für Literaturkritik ausgezeichnet. Sie veröffentlichte u. a. „Leidenschaften. 99 Autorinnen der Weltliteratur“ 2010, „Tante Martl“, Roman, 2020.



©Claudia van Koolwijk

Rudolf Müller wurde 1951 in Heilbronn geboren und ist in Biberach a. d. Riß aufgewachsen. Er studierte Germanistik und Theaterwissenschaft in Köln, wo er anschließend in der Buchhandlung Walther König arbeitete. In Düsseldorf gründete er 1989 die eigene Buchhandlung – seit 2006 „Müller & Böhm Literaturhandlung im Heine Haus“ –, eröffnet am Geburtstag Allen Ginsbergs und Todestag Franz Kafkas am 3. Juni. Er ist u. a. Juror beim Düsseldorfer Literaturpreis, in der Expertengruppe New Spanish Books sowie im Literaturbeirat der Landeshauptstadt Düsseldorf. 2006 war er Gründungsmitglied des Heine Haus Düsseldorf sowie 2007 in der Jury des Deutschen Buchpreises. Seit 2016 ist er Juror in der Akademie Deutscher Buchpreis.



©Bernhard Kües

Michael Serrer wurde 1960 in Dorsten geboren. Er studierte Germanistik, Politikwissenschaft und Philosophie. Er hat an mehreren Universitäten gelehrt. Im Jahr 2000 war er Berater der EXPO. Er veröffentlicht u. a. in der „Zeit“, der „Neuen Zürcher Zeitung“ und in „FAZ.net“. Er ist Herausgeber von mehr als 50 Büchern, u. a. „Der Rhein“ (Insel, 1997), „Bilanz. Hörspielkunst aus den Studios des WDR“ (Lilienfeld, 2016, gemeinsam mit Wolfgang Schiffer) und der Reihe „Museumsschreiber (Edition Virgines, 2006ff.). Seit 1998 ist er Leiter des Literaturbüros NRW.



Dr. Hubert Winkels wurde 1955 im Rheinland geboren. Er studierte Philosophie und Literaturwissenschaft und promovierte über deutsche Gegenwartsliteratur. Danach war er als Journalist tätig. 1985 - 1988 war er freier Schriftsteller. Seit 1988 ist er Literaturkritiker für „Die Zeit“ und die „Süddeutsche Zeitung“, außerdem arbeitet er als Fernsehmoderator u. a. bei Premiere, SWR und 3sat. Seit 1997 ist er Literaturredakteur des Deutschlandfunk. Er hatte Gastprofessuren im In- und Ausland inne und war Mitbegründer und Juryvorsitzender des Wilhelm Raabe-Literaturpreises. Seit elf Jahren ist er Juror beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt. Seit sechs Jahren Juryvorsitzender ebendort.

Veröffentlichungen u. a.: „Kann man Bücher lieben?“, Kiepenheuer & Witsch, 2010, „Gute Zeichen“, Kiepenheuer & Witsch, 2005, „Der Stimmen Ordnung: Über Thomas Kling“, Du-Mont, 2005.

Als Herausgeber u. a.: mit Moritz Baßler: „Raabe heute. Wie Literatur und Wissenschaft Wilhelm Raabe neu entdecken“, Wallstein, 2019, mit der Kunst- und Kulturstiftung der Stadtparkasse Düsseldorf: „Von eins bis zehn und weiter. Neue Deutsche Literatur“. (Zum zehnjährigen Jubiläum des Literaturpreises der Stadtparkasse). Lilienfeld Verlag. Fünfzehn Bände mit Beiträgen zum Wilhelm Raabe-Preis: „Raabe trifft...“. Von 2001 bis 2020. Wallstein Verlag, „Klagenfurter Texte. Die Besten 2013“, „2014“ „2015“. Piper Verlag. Er lebt in Köln und Berlin.

